



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Schöne und die Kunst

Vischer, Friedrich Theodor

Stuttgart, 1898

Scheinbare Objektivität des Naturschönen

[urn:nbn:de:hbz:466:1-88914](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-88914)

hebung zur reinen Form ist das Werk einer besonderen Thätigkeit des menschlichen Geistes: der Phantasie. Sie schafft das Idealbild.

Das Schöne schließt mit dem Gegenstand den Anschauenden in sich. Es scheint, das Schöne existiere draußen in der Welt, wir dürfen nur die Augen aufmachen, und es sei da; aber es scheint nur so. Zwei Künste finden keine Formen in der Natur vor: Architektur und Musik. Damit ist freilich nicht gesagt, daß bei ihnen gar keine Nachahmung der Natur sei. — Jedoch wir müssen das vorerst beiseite lassen. Denken wir an die Malerei, an die Skulptur und an die Poesie. Sie entnehmen ihre Stoffe der Welt und dem Leben. Wir haben ja keine anderen Grundformen als die von der Natur gegebenen, können nicht über sie hinaus. Darin können wir die Natur nie meistern, nie übermeistern. Die Phantasie kann wohl Traumhaftes, Phantastisches bringen, aber stets operiert sie mit Naturformen, die sie nur in anderen, neuen Verbindungen bringt¹⁾. Sie malt Engel. Woher nimmt sie die Flügel? Sie hat sie am Vogel gesehen. So verbindet sie tierische und menschliche Formen im Kentauren. Auch an Teufeln und Drachen ist nur die tolle Kombination das Neue.

Diese Formen der Natur nun, auf welche die Kunst angewiesen ist, scheinen schon an und für sich schön zu sein. Für gewöhnlich, wenn wir die Sache nicht genauer nehmen, unterscheiden wir ein Schönes in der Natur und ein Schönes in der Kunst durch die Kunst. Wir sagen das eine Mal: dies oder das ist so schön, daß es kein Künstler so schön hätte bilden, kein Dichter so schön hätte dichten können. Ein andermal behaupten wir umgekehrt, die Kunst muß der Natur nachhelfen und sie ergänzen.

Was ist unter Natur zu verstehen, wenn wir sagen: das Naturschöne. Wir dürfen hier nicht, wie gewöhnlich, an den Gegensatz zum Geist denken. Naturschön heißt das Schöne, wie es da ist ohne Zuthun der Kunst; wir nehmen hier also die

¹⁾ Vgl. S. 18.

Natur im Gegensatz zur Kunst. Dazu gehört also nicht nur die Landschaft, Pflanzen und Tierwelt, sondern auch die ganze menschliche Welt, insofern sie Stoff für ästhetische Betrachtung ist, nicht nur die Gestalt der Geschlechter und Lebensalter, sondern auch der Ausdruck der Seele in den Zügen (Physiognomik), das Geberdenspiel (Mimik), das private, das familiäre und das öffentliche Leben, die Kulturform (Sitte, Kleidung, Geräte, Bewaffnung) die Geschichte; Alles unter dem Standpunkt der Frage, wieviel es für die ästhetische Betrachtung abwirft, aber also immer nur, wie es an und für sich selbst ist, ohne von der Kunst behandelt zu werden.

„An und für sich selbst,“ so kann man freilich, streng genommen, nicht sagen. Eigentlich gibt es kein Naturschönes ohne den phantasievoll betrachtenden Menschen, in dem sich bereits der Künstler regt. Das Schöne überhaupt ist ja kein Objekt, es ist ein Akt¹⁾. Wir sagen: Licht. Was wir damit bezeichnen, ist aber nicht Licht an sich, sondern nur insofern, als es ein Auge gibt. Gewisse Aetherschwingungen, mit dem Auge empfunden, heißen Licht. Wenn ein Sonnenstrahl bloß auf die Hand fällt und nicht zugleich ins Auge, so empfinden wir bloß Wärme und kein Licht. Die Glorie des Sonnenuntergangs ist an sich nichts anderes als Luftreflex und nur für den betrachtenden Menschen schön, wenn sie von ihm als schön, als eine Glorie empfunden wird. Das Schöne ist also ein subjektives Prädikat, das wir den Dingen geben mit Bezug auf gewisse Eigenschaften, womit sie unserem Geist entgegenkommen, ein Prädikat, das sich unsere Seele schafft. Es ist also ungenau und geschieht nur der Kürze wegen, wenn wir von dem „Naturschönen“ sprechen, das ja als pures Objekt gar nicht vorhanden ist. —

Das Naturschöne hat nun in allen den genannten Gebieten ohne Zweifel seine Vorzüge vor dem Kunstschönen. Und zwar in erster Linie den der Gegenständlichkeit. Es hat die Bestimmtheit des Objektes. Die Natur stellt ihre Sachen hell an das Tageslicht hin. Vergleichen wir damit einen Menschen, der seinen

¹⁾ Vgl. S. 28.